

**MANFRED BOMM**

**Blutsauger** *Ein  
Schwaben-  
Krimi*



Original

**GMEINER**



**MANFRED BOMM**  
Blutsauger

**DIAGNOSE MORD** Faschingszeit im beschaulichen Geislingen am Rande der Schwäbischen Alb. Ein Mann wird nach einem Autounfall schwer verletzt in die Klinik eingeliefert. Kurz darauf stirbt er. In derselben Nacht wird der leblose Körper einer Röntgen-Assistentin zwischen ihren Apparaten entdeckt. Zwar ist keine äußere Gewaltanwendung erkennbar, doch sieht man sich angesichts der ungewöhnlichen Todesumstände gezwungen, die Polizei zu verständigen.

Kommissar August Häberle übernimmt die Ermittlungen. Schon bald findet er heraus, dass das Unfallopfer an einem dubiosen Forschungsinstitut mit Niederlassungen im Raum Ulm und auf Gran Canaria beteiligt war. Zur Entwicklung eines Blutersatzstoffes wird dort offensichtlich mit Stammzellen gearbeitet, die aus dem Nabelschnurblut von Neugeborenen gewonnen werden. Aber wie passt der Tod der Assistentin ins Bild ...



*Manfred Bomm stammt aus Geislingen an der Steige. Als Journalist ist er eng mit der Polizei- und Gerichtsarbeit verbunden. Mit seinen überaus erfolgreichen »Kommissar Häberle«-Krimis, die regelmäßig auf den Bestsellerlisten zu finden sind, gehört er zu den bekanntesten Autoren der deutschsprachigen Krimiszene.*

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

- Kurzschluss (2010)
- Glasklar (2009)
- Notbremse (2008)
- Schattennetz (2007)
- Beweislast (2007)
- Schusslinie (2006)
- Mordloch (2005)
- Trugschluss (2005)
- Himmelsfelsen (2004)
- Irrflug (2004)

**MANFRED BOMM**

# Blutsauger

*Der elfte Fall für August Häberle*

*Original*

**GMEINER**



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2011 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75/20 95-0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2011

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung / Korrektorat: Julia Franze / Sven Lang  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung des Fotos »Blut 01« von: © Bernd Boscolo /  
[aboutpixel.de](http://aboutpixel.de)  
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-3597-3

Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.



# Vorwort

Gewidmet allen, die mit der Kraft ihres Wissens die Schöpfung bewahren und sich der großen Verantwortung bewusst sind, dass jeder noch so kleine Eingriff das sensible Gleichgewicht des Lebens zerstört. Denn der Pfad, der in die Zukunft führt, ist schmal und voller Gefahren. Wer besessen ist von skrupellosen Gedanken an Profit und Macht, vermag die Irrwege nicht zu erkennen, die tief in den Abgrund führen.

Sorgen wir gemeinsam dafür, dass finstere Mächte keine Chance haben und wir im Einklang mit den Wundern der Schöpfung den Weg in die Zukunft finden.

Meine allergrößte Hochachtung gebührt den Menschen, die große Verantwortung auf sich laden und als Ärzte in den Operationssälen das Geheimnis des Lebens vor Augen haben. Denn ihr Tun und all ihr Engagement ist mehr wert als das Profitdenken aller Manager dieser Welt.

Versuchen wir deshalb bei allem, was wir persönlich für wichtig erachten, die Prioritäten im Sinne der Menschlichkeit zu setzen.



# 1

Sand, so weit seine Augen blickten. Sand, nichts als Sand. Immer, wenn Elmar Brugger im knöcheltiefen Sand den Markierungspfosten folgte, fühlte er sich in die Sahara versetzt. Doch diese Wüste war weit entfernt, etwa 300 Kilometer weiter ostwärts, drüben auf dem afrikanischen Kontinent. Die Dünen, die den braun gebrannten Doktor der Medizin teilweise haushoch umgaben, galten hingegen als kleines Naturwunder. Hier, im Süden Gran Canarias, ging die kleine Sandwüste nahtlos in den traumhaften Strand über – gerade so, als gehöre beides zusammen. Als seien die Dünen nichts weiter als ein kilometerbreiter Strand.

Brugger hielt seine Badeschuhe in der linken Hand und genoss die behagliche Wärme des weichen Sandes, in den seine bloßen Füße bei jedem Schritt versanken. Jetzt, Mitte Februar, labte er sich besonders an den wohl-tuenden Sonnenstrahlen. Bei seinem Abflug in Stuttgart hatte es vorgestern noch kräftig geschneit. Wie traumhaft war es doch, das mitteleuropäische Sudelwetter einfach hinter sich lassen und der Sonne entgegenfliegen zu können. Brugger hatte von seinem Fensterplatz aus freudig darauf gewartet, bis der Silbervogel endlich diese grau-weiße Masse durchstach, unter der das Land seit Monaten lag. Als helle Sonnenstrahlen durch die Wolkenschicht zuckten, war jener Moment erreicht, in dem die Tragfläche den Airliner aus der bedrückenden Tristheit des irdischen Daseins ins endlose Blau des Himmels hob.

Brugger empfand es jedes Mal als Erlösung, wenn die Wolken wie ein erstarrtes Meer unter ihm blieben. Dann

fühlte er sich so frei, als habe er all die Probleme, die ihn seit Monaten beschäftigten, einfach zurückgelassen, sie zugedeckt und dem Vergessen preisgegeben. Als fliege er einem neuen Morgen entgegen.

Daran musste er denken, als er in den blauen Himmel hinauf sah, wo ein Flugzeug dünne Kondensstreifen hinterließ, die sich sofort auflösten. Wahrscheinlich verlief hier die Route nach Südamerika, dachte er, während seine Augen an den filigranen Wellenlinien hängen blieben, die der Wind in den Dünensand gezeichnet hatte.

Brugger, 43 Jahre alt und Anästhesist an einer kleinen deutschen Klinik, war so tief in Gedanken versunken, dass er die wenigen Personen, die ihm auf dem sandigen Pfad entgegenkamen, gar nicht zur Kenntnis nahm. Er gab sich den Formen der Dünen hin, die mal steil aufragten, um wieder abzufallen oder mit mattgrünen Sträuchern bewachsen waren, die bei Sturm den Sand etwas zurückhalten sollten. Es gab Stellen, an denen der harte Untergrund vollständig freigeweht war und man besser in die Badeschuhe schlüpfte, um nicht mit den nackten Fußsohlen schmerzhaft die fest getrocknete Erdkruste zu spüren. Auch Brugger entschied sich dazu.

Ein kurzes Stück führte der Pfad durch tief eingeschnittene Dünentäler, die sich wie ein Wadi durch die Sandlandschaft zogen. Vermutlich spülte hier die stürmische See das Wasser weit in die Sandberge hinein.

Brugger kam an ein paar Männern vorbei, die ihre sonnengebräunten Körper textillos zur Schau stellten. Nacktheit war hier schon seit Langem zur Normalität geworden, ohne dass es zwischen Entblößten und Angezogenen zu Berührungängsten kam. Bei manchen Menschen, so stellte er insgeheim fest, drängte die Begeisterung am tex-

tillosen Sonnenbaden die Ästhetik in den Hintergrund. Und das bezog sich nicht nur auf Männer, die an manchen Stellen offenbar bevorzugt in trauter Zweisamkeit beieinander lagen, sondern auch auf Frauen, die gleichermaßen ungehemmt hüllenlos unterwegs waren oder sich an den Sandhügeln in heißer Sonne die Haut verbrennen ließen. Brugger erblickte lieber die weibliche Freizügigkeit, sah meist dezent und ein bisschen verlegen zur Seite, wenn ein entblößter Vertreter des männlichen Geschlechts auf dem höchsten Sandhügel wie ein Feldherr Ausschau hielt. Dafür aber bescherte ihm jeder Anblick unverhüllter weiblicher Schönheit ein prickelndes Gefühl, das mit dem Gedanken an die kommende Woche einherging. Denn dass er hierher geflogen war, sich von Frau und Familie eine Auszeit nahm, hatte mehr als geschäftliche Gründe. Auf geschickte Weise hatte er das Nützliche mit dem Lustvollen verbinden können. Und hier gab es im Februar kaum jemanden, der ihn kennen würde. Und wenn schon – dass er sich hier aufhielt, war kein Geheimnis.

Er verdrängte den Gedanken an die aufregenden Tage, die ihm bevorstehen würden. Doch die nackte Haut, die ihn hier in den Dünen umgab, hatte seine Hormone durcheinandergewirbelt – so sehr sogar, dass er inzwischen unbewusst eine Anhöhe erklommen hatte, auf der sich der Horizont weitete und nicht mehr von Sandmassen eingeengt war. Er zog seine Schuhe wieder aus und ließ seinen Blick dorthin schweifen, wo weit in der Ferne die schneeweiße Fassade eines lang gezogenen, fünfstöckigen Hotelkomplexes die Sandfläche begrenzte – fast so, als stünde es in einer palmenbewachsenen Oase, die auch eine Fata Morgana hätte sein können. Brugger ver-

suchte, mit zusammengekniffenen Augen die dritte Etage ausfindig zu machen, in deren Mitte er sein Zimmer hatte. Das RIU Palace Maspalomas hatte er seit seinem ersten Besuch ins Herz geschlossen. Es war nicht vom lauten Tourismus verrummelt, bot eine gediegene Atmosphäre und grenzte direkt an die Einöde, die er so sehr schätzte.

Dieser Pfad durch die Dünen führte westwärts hinüber nach Costa Meloneras mit seinem Leuchtturm. Entlang des weitläufigen Strandes, der den Ort bogenförmig entlang der Dünenlandschaft drüben mit San Agustín verband, war die nie enden wollende Prozession jener unterwegs, die stundenlang am Meer schlenderten und gelegentlich auf dem feucht-festen Sand ein paar Meter dem Wasser entgegen gingen, bis ihnen die nächste hereinbrechende Welle bis zu den Knien schlug.

Im Winterhalbjahr gab es hier jede Menge Touristen, die nur der Sonne wegen kamen, die ausgedehnte Spaziergänge unternahmen und allenfalls in den Poolanlagen der Hotels ins Wasser stiegen. Viele andere, so auch Brugger, fuhren mit gemieteten Autos rauf in die Berge, um auf langen Wanderungen die Stille und Beschaulichkeit zu genießen, die mancher, der Gran Canaria lediglich mit den Bettenburgen an den Küstenstrichen in Verbindung brachte, hier nicht vermuten würde. Aber das war ja mit jeder dieser Kanarischen Inseln so – und sogar für Mallorca galt Gleiches: Von dem Halligalli der zubetonierten Küstenmeile war schon fünf, sechs Kilometer landeinwärts nichts mehr zu sehen.

Elmar Brugger sog die Meeresluft tief in sich ein. Für einen Moment musste er daran denken, dass heute Faschingssamstag war und daheim die Narretei ihrem

Höhepunkt entgegenstrebte. Er selbst konnte derlei organisiertem Treiben nichts mehr abgewinnen, obwohl er in seiner Jugendzeit kaum einen Ball oder Schwof ausgelassen hatte. Mittlerweile jedoch waren aus den einst seriösen Veranstaltungen reine Sauffeste geworden, die nicht selten in den frühen Morgenstunden mit üblen Prügeleien endeten. Er musste an seinen Kollegen Salbaisi denken, der kommende Nacht in der Ambulanz der Klinik all die Alkoholleichen und sonstigen Suffopfer verarzten musste. Der Arzt, der aus dem Irak stammte und am Rande der Schwäbischen Alb heimisch geworden war, verfügte über ein natürliches Talent, das ihn dazu befähigte, sowohl auf verletzte als auch auf plötzlich erkrankte Patienten beruhigend einzuwirken. Brugger beneidete den Kollegen für dieses Talent. Auch er selbst war eine Weile in diesen Schichtbetrieb eingeteilt gewesen, hatte aber nach einem halben Jahr alles darangesetzt, wieder davon wegzukommen. Er war nicht nur mit allem konfrontiert worden, was die Medizin an Schrecklichem hergab, sondern hatte es auch mit Randalierern und Hypochondern zu tun gehabt, die nichts Besseres wussten, als nachts um drei die Ambulanz zu behelligen.

Was sich in den täglichen Medienberichten der Zeitungen so locker las, wie etwa, dass das Unfallopfer in die Ambulanz eingeliefert worden sei, beschrieb nur unvollständig, welche menschliche Anstrengung sich dahinter verbarg. Zehn Stunden und länger, in Nächten wie der kommenden meist ohne Pause, mussten im Viertelstundentakt Entscheidungen getroffen, Diagnosen erstellt und Behandlungen eingeleitet werden. Und wenn man Pech hatte, dann kotzten einem die Sturzbesoffenen die

Bude voll. Brugger war selbst erschrocken, dass sein Gehirn solche Formulierungen zuwege brachte. Allerdings hatte er es damals wirklich so empfunden. In manchen Nächten war es ihm gewesen, als sei die Ambulanz so etwas wie eine Reparaturwerkstatt für lädierte Körper, in denen eine geschundene Seele steckte.

Brugger hatte seinen Blick längst wieder von dem weißen Hotel gewandt, das gut zwei Kilometer entfernt im gleißenden Sonnenlicht strahlte. Er ließ seine Augen nach links wandern, hinüber zu dem dichten Palmenhain, in den sich ein Golfplatz schmiegte. Etwas weiter links fraß sich die Bebauung von Costa Meloneras unablässig und gnadenlos das sanft ansteigende Gelände nach Maspalomas hinauf.

Brugger ging weiter. Er versuchte, sich in solchen Momenten vorzustellen, wie das wohl alles ausgesehen haben mochte, bevor in den 50er-Jahren der Tourismus über dieses Eiland im Atlantik hergefallen war. Ein paar Fischerhütten vielleicht, davor einige im Meer dümpelnde Boote. Doch schließlich waren die Geschäftemacher aufgetaucht, zuerst ein paar wenige, dann immer mehr. Vermutlich wurden die verlassenen Strände oder felsigen Abschnitte den Fischern für einen Bruchteil dessen abgeschwatzt, was die Grundstücke später wert wurden. Oder, was wahrscheinlicher erschien, man hatte die armen Leute gewissenlos übern Tisch gezogen, eventuell sogar im hehren Interesse des Allgemeinwohles enteignet. Möglich auch, dass sich mancher Tourismusraffke wertlos erscheinendes Ödland einfach still und heimlich unter den Nagel gerissen hatte. Es gab ja nichts – außer Salzwasser und Sonne. Wem sollte so etwas jemals nützen?

Dass hier im südlichen Landstrich der Insel meist die

Sonne schien, wenn alles andere in Nebel oder Regenwolken gehüllt war, dürften clevere Tourismusmanager bald erkannt haben. Dieses schöne Wetter, so hatte es Brugger schon viele Male bestätigt gefunden, war – wie übrigens auch drüben auf Teneriffa – der Topografie zu verdanken: Die meist von Nordosten anströmende feuchte Meeresluft, ein Ausläufer der Passatwinde, wird von den Bergen der Inselmitte in die Höhe gezwungen, kühlt auf diese Weise ab, bildet Wolken und regnet sich ab. Südlich der Berge gibt es gewisse Bereiche, die von all diesen Niederschlägen nichts abbekommen. Bereits 15 Kilometer davon entfernt können die Temperaturen deutlich niedriger und die Witterungsverhältnisse richtig ruppig sein. Oft schon hatte dies Brugger mit eigenen Augen gesehen, wenn er zum östlich gelegenen Flughafen gefahren war und dort der Himmel bereits einen Vorgeschmack auf das gab, womit nach einem vierstündigen Flug Mitteleuropa üblicherweise aufwartete.

Doch auch wenn weithin gutes Wetter zu sein schien, konnte sich ziemlich schnell vom Insel-Hochgebirge aus ein breites Wolkenfeld in südöstliche Richtung auf das Meer hinausziehen – die sogenannte Passatwolke, die sich an manchen Tagen bisweilen hartnäckig hielt.

Für Brugger waren diese Wetterphänomene ein kleines Wunder – vor allem zeigten sie, welche Urgewalten in der Atmosphäre herrschten. Für ihn ein Zeichen dafür, wie auf diesem Planeten jede Kraft und jedes Element seine Bedeutung hatte. Nichts war dem Zufall überlassen, nichts geschah nur deshalb, weil es halt gerade so passte. Nein, Brugger mochte nicht an diese modernen Theorien glauben, die keinen Platz mehr für das Wunderbare und Geheimnisvolle ließen. Mochte auch die

Medizin noch so große Fortschritte erzielt haben – bisher hatte ihm keiner plausibel erklären können, weshalb irgendwann, halbe Ewigkeiten nach dem allseits propagierten Urknall, tote Materie plötzlich lebendig geworden sein sollte – und zwar so wunderbar, dass daraus ein komplizierter menschlicher Körper werden konnte, der ihn während seines Medizinstudiums zunehmend fasziniert hatte.

Der Leuchtturm war inzwischen ein gutes Stück herangerückt. Zumindest hatte Brugger dies so empfunden, als er wieder seinen Gedanken entrückt war. Der mit rot markierten Pfosten gekennzeichnete Pfad führte jetzt an einer feuchten Fläche entlang, die aus Gründen des Naturschutzes gesperrt war. Brugger überlegte, ob er drüben bei den Straßencafés, die den Sandstrand zur Bebauung von Costa Meloneras hin begrenzten, einen Cappuccino trinken sollte. Noch bevor er eine Entscheidung treffen konnte, spürte er das Vibrieren seines Handys in der Tasche seiner bunten Bermudashorts. Er blieb stehen, fingerte das kleine Gerät heraus, erkannte auf dem Display eine vertraute Nummer in Spanien und meldete sich mit einem knappen »Ja, hallo«.

»Nur kurz, zur Information«, hörte er die Männerstimme, während er zum Meer hinübersah, vor dem sich die Prozession der Strandgänger unablässig in beide Richtungen bewegte. »Wir müssen uns treffen, dringend.«

»Treffen?«, fragte Brugger ungläubig nach. Er hatte seinen Freund erst vorgestern gleich nach der Ankunft angerufen und mit ihm vereinbart, am Sonntagvormittag, also morgen, zu ihm zu kommen. Die ersten Tage wollte er entspannen, vor allem sich aber auf Montag freuen – und auf die folgende Woche.

»Möglichst noch heute!«, fuhr die Stimme fort, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen. »Ich schlage vor: 20 Uhr bei mir.«

»So schnell?« Bruggers Einwand klang unsicher. Auf seiner Stirn, die vom Winde zerzausten strohblonden Haar bedeckt wurde, traten tiefe Falten hervor.

»Nimm am besten ein Taxi. Hörst du ...« Seinem Freund war die Dringlichkeit seines Anliegens anzuhören. »Ein Taxi, hab ich gesagt. Nicht deinen Mietwagen, falls du schon einen hast.«

»Kannst du mir wenigstens verraten, was passiert ist?«

»Nicht jetzt – nicht am Telefon«, kam es zurück. »Punkt 20 Uhr, okay?«

»Okay«, bestätigte Brugger widerwillig und steckte das Handy wieder weg. Mit einem Mal war die schöne Stimmung verflogen. Es durfte nichts dazwischenkommen. Auf gar keinen Fall.

## 2

Höllenbar. Was so furchterregend klang, zog die bunt gekleidete Menge geradezu magisch an. Die Megafaschingsparty, wie sich die Veranstaltung in der Festhalle des kleinen Ortes am Rande der Schwäbischen Alb nannte, hatte in dieser Samstagnacht zu einem wahren

Besucheransturm geführt. Es herrschte drangvolle Enge und die Kapelle Slow Motion, die abseits der Bühne positioniert war, heizte die Stimmung mächtig an, während hinter den Musikern die dazu passenden Originalvideos der berühmten Interpreten auf die Leinwand projiziert wurden.

Droben auf der Bühne galt das Interesse der Höllenbar. Orange-gelb ausgeschmückt und farblich dem Höllenfeuer nachempfunden, war sie in Fünferreihen belagert. Unterdessen wuselte es drunten auf der Tanzfläche, die zwischen Kapelle und Tischreihen eingezwängt war. In der Menge hatten die Paare allergrößte Mühe, sich den nötigen Freiraum zu verschaffen. Längst waren die miternächtlichen Allerwelthits wie Deutschers ›Marmor, Stein und Eisen bricht‹ oder ›Satisfaction‹ von den Stones gespielt worden. Soeben versuchten sich die Tänzer mit schwimmenden und fliegerischen Armbewegungen, wie sie üblicherweise beim Singen von Tim Toupets Faschingsohrwurm ›Heut ist so ein schöner Tag‹ erfolgten.

Quer durch die Festhalle waren Girlanden in allen Farben des Regenbogens gespannt. Und draußen im Foyer gab's für die Freunde einer eher paradiesischen Atmosphäre die Südseebar. Die Musik, mochte sie noch so sehr zum Singen und Tanzen animieren, bügelte aufgrund ihrer Lautstärke rücksichtslos über jedes gesprochene Wort.

Früher hatten sie hier in Bad Überkingen am Rande der Schwäbischen Alb eine Prunksitzung veranstaltet, in der das lokale Geschehen auf die närrische Schippe genommen worden war. Doch obwohl es diesmal mit der im Herbst erfolgten plötzlichen Abwahl des Dorfschulthei-

ßen jede Menge aktueller Themen gegeben hätte, waren die Organisatoren nicht in der Lage gewesen, genügend Programmpunkte auf die Beine zu bringen. So blieb es bei einer Tanzveranstaltung. Damit jedoch zeichnete sich auch hier ein Trend ab, wie er landauf, landab zu beobachten war: Nicht mehr geschliffene Wortbeiträge waren gefragt, sondern das ausgelassene Treiben, bei dem verbale Kontakte, angesichts wummernder Bässe und offensichtlich bereits tauber Musiker oder Discjockeys, auf einzelne Wortfetzen oder vorsteinzeitliche Mimik und Gestik reduziert wurden. Möglicherweise würden die Büttreden, wie sie früher noch gefragt waren, auch inhaltlich gar nicht mehr verstanden, zumal sich das Volk mit Grausen von jenen gewandt hatte, die darin im Mittelpunkt standen – die großen Politiker in Land und Bund, aber auch jene in den Rathäusern, denen ohnehin angesichts permanenter Finanzmisere jegliche Gestaltungsmöglichkeit genommen war. Oder sie brüteten Entscheidungen aus, die dem Bürger nur ratloses Kopfschütteln bescherten.

Wie einfach war es deshalb, sich mit Musik zudröhnen zu lassen. Eigentlich entsprach dies nicht den Vorstellungen der beiden jungen Frauen, die sich ins närrische Samstagnachtfiebers gestürzt hatten. Ein paar Mal waren sie auf der Tanzfläche, allerdings fühlten sie sich jetzt an der langen Höllenbar ziemlich beengt. Einige Typen, so schien es ihnen, hatten es eindeutig auf sie abgesehen. Doch erstens waren die als Piraten verkleideten Kerle zu jung, zweitens betrunken und drittens sicher nur mit dem einen Ziel hier, die Nacht anderweitig ausklingen zu lassen – falls dies aufgrund ihres alkoholisierten Zustands überhaupt wunschgemäß ablaufen würde.

Melanie Winkler versuchte, den Blicken der Männer auszuweichen, die weiter entfernt an der Bar lümmelten und sich unflätig benahmen, wie sie aus ihrem Gehabeschloss. Sie hatte es insgeheim bereits bereut, dass sie in diesem luftigen und abenteuerlich kurzen Strandkleidchen gekommen war. Aber nachdem ihr ihre jüngere Kollegin Caroline Sauer vorgeschwärmt hatte, dass es wieder, wie voriges Jahr, eine Südseebar geben würde, waren sie beide der Idee verfallen, sich angemessen zu kleiden – obwohl dies bei Weitem nicht alle Besucher getan hatten. Unterm närrischen Volk war so ziemlich alles zu finden, was zu jeder beliebigen Faschingsveranstaltung gepasst hätte: Matrosen und Cowboys, Samba-Tänzerinnen oder in allerlei Tierkostüme gewandete Gäste, je nachdem, was einschlägige Supermarkt-Ketten in dieser Saison im Angebot hatten. Dazu zählte offenbar auch ein katzenfellartiges Oberteil, wie es Caroline an diesem Abend schon einige Male aufgefallen war. Sie selbst hingegen hatte sich für kurze, ausgefranste Jeans und ein buntes T-Shirt entschieden. Dass sie damit ebenso auffallen würde wie ihre Kollegin, war ihr natürlich klar gewesen, zumal sie beide auf einen netten Flirt gehofft hatten. Doch die Nacht verlief bisher eher enttäuschend. Zwar hatten sie ein paar Mal getanzt, aber keiner der Männer war ihr Typ gewesen. Andere, die ihnen mehr zugesagt hätten, waren meist in Begleitung.

Melanie, inzwischen 30 und nach einer Beziehung, die nach sechs Jahren zerbrochen war, ziemlich frustriert, fühlte sich angesäuselt und kicherte ihrer Arbeitskollegin ins Ohr: »Du kennst ja den Spruch: Männer sind wie Toiletten. Entweder besetzt oder beschissen.« Ihr

lautes Lachen wurde von der Musik geschluckt. Melanie warf ihre schulterlangen braunen Haare zum wiederholten Male schwungvoll nach hinten, wobei sie an den Arm eines nebenstehenden Mannes stieß, den sie nicht beachtete. »Vergessen wir die Typen einfach«, grinste sie, nahm ihr Sektglas zur Hand und prostete Caroline zu. »Auf Gran Canaria.«

Caroline lächelte zurück. »Auf Elmar.«

Melanie verschluckte sich und prustete. »Wir werden ihm ganz schön einheizen.«

Ihre Kollegin stellte das Glas zurück und zog ein spitzbübisches Gesicht. »Ich hab mir extra ein paar heiße Höschen gekauft.«

Melanie überlegte einen Moment und spürte so etwas wie Zweifel, ob es richtig gewesen war, sich zu zweit von Elmar einladen zu lassen. Sie mochte ihre junge Kollegin. Seit fünf Jahren arbeiteten sie als Krankenschwestern in der Helfenstein-Klinik. Doch wenn es nun in diesen wenigen Urlaubstagen, die ihnen bevorstanden, zu Eifersüchteleien kam, dann konnte anschließend das Betriebsklima erheblich darunter leiden. Diesen Gedanken hatten sie in der anfänglichen Euphorie verdrängt. Und inzwischen wollten sie nicht offen aussprechen, dass es zu einem verhängnisvollen Konkurrenzkampf kommen könnte. Ganz abgesehen davon, dass Elmar verheiratet war.

Die Samstagnacht am Faschingswochenende war gefürchtet. Wer in der Ambulanz arbeitete, studierte bereits Monate zuvor den Schichtplan – in der Hoffnung, in dieser Nacht nicht arbeiten zu müssen. Es gab wenige Nächte, die derart unbeliebt waren. Nur im Sommer, wenn bei Stadt- und Bierzeltfesten reichlich Alkohol floss, hatte man mit ähnlich vielen unangenehmen Zeitgenossen zu rechnen.

Shakir Salbaisi, ein kleiner, wuseligler Mann mit einem fast kahlen Kopf, nahm hingegen solche Nächte gelassen und mit Humor. Zusammen mit der Ambulanzschwester Brigitte hatte er schon manches erlebt, was ein Außenstehender kaum nachzuvollziehen vermochte. Blutige Nasen oder aufgeplatzte Lippen nach Schlägereien waren das Geringste. Viel schlimmer waren betrunkenere Ehemänner, die ihre verprügelten Frauen heranschleppten und behaupteten, es handle sich um einen häuslichen Unfall – weil die Frau angeblich zu mitternächtlicher Stunde beim Putzen von einer Leiter gefallen sei. Oder es kamen Jugendliche, die an Händen und Armen blutende Stichwunden aufwiesen und erklärten, sie hätten versehentlich in die Klinge eines Taschenmessers gegriffen. Bei Verdacht auf eine Straftat war Salbaisi natürlich gezwungen, die Polizei zu verständigen. Kürzlich hatte ein Randalierer sogar die halbe Einrichtung kurz und klein geschlagen.

Weil es in der Klinik kein Wartezimmer gab, mussten die Patienten knapp 50 Schritte entfernt, zwischen dem Untersuchungsraum und einigen Büroräumen, geduldig

auf harten Stühlen im Flur sitzen. Bei starkem Andrang konnte dies durchaus eine Stunde und länger dauern. Hier ging es nach Dringlichkeit: Wer augenscheinlich schwerer verletzt war als die Wartenden, wurde vorgezogen. Zwar war die gläserne Pförtnerloge im Eingangsbereich der Klinik rund um die Uhr besetzt, doch mussten sich die Patienten selbst in der Ambulanz anmelden, die nur zwei Flurwindungen entfernt untergebracht war. Nachts jedoch, wenn dort hinter der großen Glasscheibe niemand saß, verwies ein Zettel auf einen Klingelknopf, der im Behandlungszimmer ein akustisches Signal auslöste. Dann eilte Ambulanzschwester Brigitte nach vorn, um die Personalien neuer Patienten aufzunehmen – soweit diese überhaupt in der Lage waren, sie ordnungsgemäß anzugeben. Hin und wieder kam es vor, dass manch einer weder seine Krankenversicherung noch die Anschrift korrekt nennen konnte.

Zum nächtlichen Ambulanzteam gehörte eine Röntgenassistentin, die ein Stück hinter Salbais Behandlungszimmer, schräg überm Flur, ihr eigenes Reich hatte. In Nächten wie diesen war sie pausenlos im Einsatz. Denn wann immer jemand über Knochenschmerzen klagte, sei es im Brustbereich oder an den Armen oder Beinen, ordnete Salbais eine Röntgenaufnahme an. Er tat dies auch dann, wenn eine Knochenverletzung eher unwahrscheinlich erschien. Sicher war sicher. Er wollte sich später nicht dem Vorwurf ausgesetzt sehen, einen Patienten allzu nachlässig untersucht zu haben. Dass er manchmal Zweifel an den geschilderten Schmerzen hegte, lag an den Simulanten, die aus reiner Wichtigtuerei nachts in der Ambulanz auftauchten. In jüngster Zeit war häufig ein junges Mädchen in Begleitung der

Eltern erschienen, zuletzt sogar im Rollstuhl, in den sie angesichts ihrer angeblichen Schmerzen an der Pforte gesetzt worden war. Nachdem Salbaisi wieder einmal keine ernste Verletzung diagnostizieren konnte, hatte er die junge Dame in einer seiner seltenen energischen Momente angeherrscht: »Sie stehen jetzt auf!« Nach kurzem Zögern war die Angesprochene aufgestanden und hatte, völlig eingeschüchtert, auf eigenen Beinen den Behandlungsraum verlassen. Wenn Salbaisi diese Szene mit der wundersamen Heilung im Bekanntenkreis schilderte, fühlten sich die Zuhörer meist an biblische Geschehnisse erinnert.

Jetzt stand eine Dame mittleren Alters vor ihm, gestützt auf zwei Krücken, die sie an der Pforte erhalten hatte. Salbaisi blickte in ein schmerzverzerrtes Gesicht, in dem üppige Schminke mit Schweiß und Wasser verlaufen war.

»Helau«, lächelte der sympathische Ambulanzzarzt und spielte auf das Kostüm der Patientin an: Sie trug ein dunkelblaues, knielanges und mit goldenen Verzierungen ausgeschmücktes Engelsgewand, hatte in den regenassen Haaren eine Art Heiligenschein stecken und war mit Konfetti behaftet.

Der Arzt griff zur Begrüßung symbolisch nach ihrer rechten Hand, die eine Krücke umklammert hielt. »Helau in der Ambulanz«, sagte er, »oder soll ich lieber Halleluja sagen?«

Schon war das Eis gebrochen. Sie ließ ein gequältes Lächeln erkennen. Ihr männlicher Begleiter, der hinter ihr ins Zimmer gekommen war, verzog keine Miene und schwieg verlegen. Er schien sich in seiner Verkleidung als Teufel nicht sonderlich wohl zu fühlen: Schwarzes

T-Shirt mit weißem Totenkopf auf der Brust, schwarze Hose mit rosarotem Besatz züngelnder Flammen.

Salbaisi und seine Ambulanzschwester halfen der Frau auf die Untersuchungsliege, während der Mann unschlüssig daneben stand und die Krücken hielt. Im grellen, hellen Licht der Leuchtstoffröhren wirkte sein Gesicht blass. Der Arzt schätzte das Paar auf Ende 30. Er entfernte sich zu seinem kleinen Schreibtisch und griff sich den Computerausdruck, der die persönlichen Daten enthielt, die Schwester Brigitte zuvor bei der Anmeldung aufgenommen hatte. Beim Blick auf das Geburtsdatum der Frau fühlte sich Salbaisi bestätigt. Sie war 38, wohnte im benachbarten Bad Überkingen und war bei der Betriebskrankenkasse der WMF versichert. »Wo tut's denn genau weh?«, fragte er, als er wieder zu ihr herüberkam.

»Da.« Die Frau deutete auf ihren rechten Fußknöchel und zog sich vorsichtig den Schuh aus.

Salbaisi bückte sich, strich über das angeschwollene Sprunggelenk und drückte sanft, um den Grad der Schmerzhaftigkeit zu testen. Die Frau hielt für einen Augenblick die Luft an.

»Wir machen eine Aufnahme«, entschied er, um gleich beruhigend hinzuzufügen: »Ich glaube aber nicht, dass es sich um eine Fraktur handelt.«

»Knochenbruch«, ergänzte Schwester Brigitte, die aus ihrer langjährigen Berufspraxis wusste, dass sich Patienten mit ärztlichen Fachbegriffen oftmals schwertaten und nicht wagten, vor dem Herrn Doktor nachzufragen. »Es ist wahrscheinlich nichts gebrochen.«

»Wie ist's denn passiert?«, wollte Salbaisi eher beiläufig wissen, während er den Schein fürs Röntgen ausfüllte.

»Beim Tanzen«, antwortete der Mann schnell, der bis

jetzt geschwiegen hatte. »Sie hat einfach getanzt wie der Teufel«, fügte er leicht grinsend an.

Salbaisi hob den Kopf zu ihm. »Wie der Teufel?«, fragte er grinsend. »Sie meinen wohl: Mit dem Teufel?« Und an die Frau gewandt, der die Schwester einen Rollstuhl neben die Liege schob, ergänzte der Doktor: »So kann's gehen, wenn ein Engel mit dem Teufel tanzt.«

Beim vorsichtigen Umsteigen von der Liege in den Rollstuhl verging ihr das Lachen, obwohl die Ambulanzschwester ihr unter die Arme griff, um ihr weitere Schmerzen möglichst zu ersparen.

Der Mann, der sich in einem Wandspiegel betrachtete und sein Totenkopf-T-Shirt in dieser Umgebung für völlig unpassend hielt, unternahm den krampfhaften Versuch, locker zu wirken: »Sind wir eigentlich die einzigen Faschingsverrückten, die heut Nacht zu Ihnen kommen?« Die digitale Uhr auf Salbaisis Schreibtisch zeigte kurz vor halb zwei.

Salbaisi druckte das Formular fürs Röntgen aus und wandte sich dem Mann zu: »Wenn's nur Faschingsverrückte wären, wären wir zufrieden.«

Weil er bei seinem Gegenüber Ratlosigkeit erntete, wurde er deutlicher. »Manchmal ist hier wirklich die Hölle los – mit den Betrunkenen und Gewalttätigen.«

Der als Teufel verkleidete Mann nickte, um sogleich humorvoll anzumerken: »Und wenn heut Nacht einer im Arztkittel hier auftaucht, wissen Sie womöglich nicht mal, ob es ein echter Kollege ist?«

Salbaisi runzelte die glatte Stirn und zögerte. Die anfängliche Zurückhaltung des Mannes mochte nicht zu dieser eher saloppen Äußerung passen. »Auch Ärzte sind nur Menschen«, erwiderte er deshalb und musste sich ins-

geheim eingestehen, dass es keine sonderlich originelle Antwort war. Er reichte dem Mann den Röntgenschein und deutete zur Tür: »Einfach rechts und dort warten, bis Ihre Frau aufgerufen wird. Anschließend sehen wir uns wieder.«

Der Angesprochene umfasste die Griffe des Rollstuhls, in dem seine Frau saß, und ließ sich von der Ambulanzschwester die Tür öffnen. Im Hinausgehen drehte er sich noch mal zu Salbaisi: »Dann passen Sie mal auf, dass Sie nicht noch einen echten Kollegen treffen, heut Nacht.«

Der Arzt und die Schwester sahen sich für einen Moment verwundert an.

»Ich hol den Nächsten«, wurde Brigitte sofort wieder geschäftig.

Während sie sich auf den Weg durch zwei angrenzende Büros zum Anmeldebereich der Ambulanz machte, wo noch immer ein halbes Dutzend Patienten saß und lustlos in abgegriffenen Illustrierten blätterte, tippte Salbaisi seine vorläufige Diagnose zum schmerzenden Fuß der Patientin in die Tastatur seines Computers. Seit die Bürokratie im Gesundheitssystem geradezu gigantische Ausmaße angenommen hatte, konnte es vorkommen, dass der Schreibkram länger dauerte als die Untersuchung. Salbaisi empfand dies als eine geradezu fahrlässige Verschwendung wertvoller Zeit, die sinnvoller für Gespräche mit Patienten genutzt werden sollte. Als er vor über 20 Jahren nach Deutschland gekommen war, hatte er geglaubt, seine ganze Schaffenskraft zum Wohle kranker Menschen einsetzen zu können. Inzwischen fühlte er sich eingeengt und ausgebremst – und es schien ihm, als stünden in diesem Lande nicht mehr die Patienten, sondern Formulare und neuartige, vor allem aber kompli-

zierte Abrechnungsmodelle, wie man sie aus Australien importiert und mit deutscher Gründlichkeit verfeinert hatte, im Mittelpunkt seiner Arbeit.

Er versuchte, sich auf den Monitor zu konzentrieren, und bemerkte deshalb auch nicht, dass jemand die Tür leise geöffnet hatte.

»Und, Herr Kollege«, nahm er eine sonore und vertraute Stimme wahr. Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass Dr. Volker Moschin vorbeischaute – wie er dies immer tat, wenn sie beide Nachtdienst hatten. Diesmal war er sogar spät dran, wie Salbaisi bemerkte.

»Was soll ich sagen?«, erwiderte Salbaisi, ohne aufzusehen. »Der übliche Wahnsinn.« Er tippte noch einige Worte, während Moschin näher kam. Sie beide verstanden sich gut. Meist fand sich in solchen gemeinsamen Nächten eine Gelegenheit zu einem kleinen Plausch. Moschin, leitender Oberarzt in der Anästhesie, hatte heute Nacht Bereitschaftsdienst. Wurde in irgendeiner Abteilung ein Arzt gebraucht, musste er erreichbar sein.

»Bei mir ist's noch erstaunlich ruhig«, sagte der kräftige Mann, der gut einen Kopf größer war als der eher schwächliche Salbaisi. Er verschränkte seine Arme vor der breiten Brust und blickte seinem Kollegen über die Schulter. »Wieder mal Röntgen«, stellte er beim Überfliegen des Textes auf dem Monitor fest.

Salbaisi drehte seinen Stuhl zu dem Kollegen. »Es bleibt nichts anderes übrig. Wenn du's nicht machst, zeren sie dich womöglich später vor den Kadi.« Salbaisi beherrschte die deutsche Sprache, als sei er hier geboren. Er sprach ein nahezu astreines Hochdeutsch.

Moschin lächelte gequält. Sein schneeweißer Arztkittel bildete einen scharfen Kontrast zu seinem tiefschwar-

zen, vollen Haar. »Was machen unsere Faschingsnarren?«, wechselte er das Thema. Seine kräftige Stimme entsprach der hünenhaften Gestalt.

»Verschon mich bitte damit. Zwei waren bereits da. Ich befürchte, dass die Suffköpfe erst gegen Morgen hier auftauchen.«

Moschin nickte. Er wollte noch etwas sagen, doch sein Piepser hielt ihn davon ab. »Ich muss weg«, äußerte er, obwohl diese Erklärung unter Kollegen überflüssig gewesen wäre. Unter der Tür traf er auf Brigitte, die einen älteren Herrn im Schlepptau hatte, der ziemlich mürrisch dreinblickte und die beiden Weißkittel misstrauisch betrachtete. Im Hinausgehen grinste Moschin seinem Kollegen zu: »Immer die Ruhe behalten, egal, was geschieht.«

Salbaisi schüttelte bereits dem Missmutigen die Hand. Sie fühlte sich rau und feucht an.

## 4

Es war eine jener finsternen Nächte, wie sie nur das winterliche Mitteleuropa hervorzubringen vermag: Ein böiger Wind trieb den feinen Schnee durch die Straßen. Der nasse Asphalt spiegelte das wenige Licht wider, das durch den Schnee den Weg zum Boden fand. Wer jetzt, lange nach Mitternacht, sein Haus nicht verlassen musste, kuschelte sich in eine warme Decke und genoss die be-